**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 29 (1925-1926)

**Heft:** 11

Artikel: Konrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen

zum Zürichsee [Schluss]

Autor: Frei, Oskar

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-669815

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 17.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie häufig namentlich finden wir es, daß in religiösen Dingen Mann und Frau gänzlich uneins sind. Stets hat es etwas tief Schmerzliches für den anderen Teil, zu wissen, daß es in Dingen des Glaubens feine Gemeinsamfeit gibt für beide. Doch nicht genug hiermit, wie oft kommt es vor, daß namentlich die Männer, sich als der stärkere Teil fühlend, ihre über= legenheit der Gattin gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie keine Gelegenheit ungenutt vorübergehen lassen, um an den reli= giösen Grundsätzen ihrer Frau zu rütteln und sie zu der eigenen Haltlosigkeit in Glaubens= dingen herumzureden. Es ist traurig, wenn ein Mann dies über sich gewinnt und der Frau etwas zu rauben versucht, wofür er ihr nie und nimmer einen Ersatz zu bieten vermag! Ist denn schon hierzu jemals ein Mensch imstande gewesen, mit all den verschiedenen tiefgründi= gen philosophischen Systemen der Grübler und Forscher der Vergangenheit und Jetzeit? Nicht weniger traurig aber ist es, wenn eine Frau so wenig Halt in sich selbst hat, daß sie sich wie ein schwankes Rohr dahin neigt, wohin sie eine andere Meinung zu treiben versucht!

In der Che übernimmt die Frau die Verpflichtung, in jeder Weise veredelnd und verfei= nernd auf den Gefährten ihrer Che zu wirken, ihn zu sich emporzuziehen, sei es auf sittlichem oder religiösem Gebiet. Dankbar wird es der Mann anerkennen, wenn sein Weib in diesen beiden Hauptmomenten des menschlichen Le= bens über ihm steht. Wenn sich der Mann auch nur ungern dem Regiment einer Frau unterordnet, das Übergewicht an Reinheit und Herzensgüte, an echt christlichem Lebenswandel, erkennt auch der willfürlich herrschende Che= mann unumwunden an, ja, desto unbegrenzter wird seine Achtung vor ihr sein. Dieses Em= porziehen ist weit entfernt von einem herrsch= füchtigen Verfechten der eigenen Meinungen. Auf laute, ungeberdige Art lassen sich solche Siege nicht verfechten. Da heißt es: "Dulde, gedulde Dich fein!" und warte ruhig ab, ob das winzige Saatkörnchen, das Du ab und zu in deines Mannes Seele fäeft, wohl Wurzel schlagen mag. -

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, So frage nur bei edlen Frauen an. —

## Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. Oskar Frei, Meilen.

(Schluß.)

Aber Jahre harter Arbeit vergingen, bis Jenatsch klar vor dem Geiste des Dichters stand. Mit seinem Einzug im "Seehof" fühlte er sich "gefund und mutig", den Jenatsch zu beginnen. In Frühling 1873 hofft er, ihn schon bis zum Herbst zu vollenden. Aber noch im Februar 1874 klagt er, daß Krankheit seine Arbeit unter= breche und ihn seine Einsamkeit doppelt fühlen lasse. Mitte April steht er wieder "im strengen Dienst der Musen". "Der Jenatsch wird ein wundersames Ding." Frühling und Frühsom= mer findet den Dichter jeden schönen Tag unter den Kastanien an der Arbeit. Endlich kann die Handschrift an die Zeitschrift "Die Literatur" abgehen, die den Roman in der zweiten Jahres= hälfte abdruckt. Erst jetzt bricht der Dichter mit der Schwester ins Bündner Oberland auf, nach Chiamut, das großen Anteil hatte am Werden des Buches, das der Dichter ja eine Bündnergeschichte nannte. Allein Meyer war weit davon entfernt, "das schnell geschriebene Buch als makellos zu betrachten". Unablässig bildete und feilte er daran. Als "Jürg Je= natsch" 1876 in Buchform erschien, fand es auch am See Beachtung. Pfarrer Jakob Wigmann widmete ihm im "Wochenblatt des Bezirkes Meilen" eine längere Besprechung: "Es wäre doch eine bedenkliche Erscheinung, wenn die Namen unserer ersten Dichter und Schriftsteller weit in Deutschlands Gauen herum wohlbekannt und hochgeschätzt wären, bevor das Vaterland sie aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Tageslicht ziehen würde." Das Buch gewann rasch große Volkstümlichkeit, wurde viel gelesen, aber wenig gekauft: "Es scheint, Zehn reiten auf einem Roß", schrieb Meyer an Haeffel. "Das geht mir nahe, da ich auf meine Zürcher ganz sicher rechnete." Es ist natürlich, daß unser See nur ganz nebenhin in den "Jürg Jenatsch" hineinleuchtet, zuerst in jener lieb= lichen Szene, da die junge, feine Lucretia Planta mit ihrem Vater nach Rapperswil kommt, den schönen blauen See sieht und, als sie hört, daß am andern Ende die Stadt Zürich sei, stracks sich auf den Weg macht, unterwegs von zwei Schiffern aufgenommen wird und so nach Bürich kommt, wo sie ihrem Jugendgespielen, dem wilden Jürg, einen Korb der schönsten Früchte aus dem milden Domleschg gleich mitten in die Griechisch-Lektion bringt; dann jene andere Seefahrt, da der Zürcher Amtsschreiber Heinrich Waser aus Bünden heimkehrt, wo er die furchtbaren Dinge werden sah, von deren Wirklichkeit er jett auf dem Schiff erzählen hört. Wir können es uns nicht versagen, die frische Schilderung jener Seefahrt einzuslechten; sie ruft den Älkeren unter uns jene Zeiten wach, da sie selber auf dem Dampsschiff oder auf dem Ledi morgens seeadwärts nach Zürich und abends seeauswärts gefahren sind:

"Es war eine Gesellschaft, die sich nicht erst von geftern her kannte. Die zwei Schiffleute, Vater und Sohn, vermittelten mit ihren Ru= derfnechten schon seit Jahren den Verkehr zwi= schen den beiden Seenden. Der Junge, ein von der Sonne geschwärztes, fräftig aufgeschossenes Gewächs, war Wasers Altersgenosse. Sein Vater hatte ihn von Kindesbeinen an auf den See mitgenommen und ihn früh zum Bertragen der dem Schiffe für die Stadt anvertrauten Briefe und Pafete gebraucht. So war der Bursche mit dem jungen Jenatsch schon bekannt geworden, als der Pfarrer von Scharans seinen Jürg nach Zürich auf die Schule führte, hatte ihm später manche Botschaft gebracht, und wenn Waser zu Ferienanfang seinen Schulkameraden seeauf= wärts begleitete, hätte dem luftigen Tage das Beste gefehlt, wenn der wort- und schlagfertige Kuri Lehmann nicht mitgefahren wäre.

"Er war es auch gewesen, der mit seinem Vater die müde kleine Lucretia in das Schiff aufgenommen, ihr in Zürich den Weg nach dem Carolinum gezeigt und ihr Mut gemacht hatte, nur frisch und unverzagt dem Jürg ihren Kram auf die Schulbank zu stellen.

"Auch die Dorfleute — ein alter Mann von Stäfa, der allwöchentlich seine Spanserkel in Zürich zu Markte brachte, der Honighändler, die Fischer und ein paar Hühner= und Gierweisder — waren Stammgäste des geräumigen Bootes."")

So fahren sie seeabwärts unter lebhaftem Gespräch über Jenatsch und Planta und die Gerüchte von dem schrecklichen Protestantensmord im Veltlin, als sie sich mählich Küsnacht nähern, wo des alten Schiffers Leemann Auge auf einer grünen, von hohen Nußbäumen beschatteten Landungsstelle haften bleibt. "Es

ergoß sich dort zwischen steilen, mit Hollunderbüschen und Wurzelwerk überwucherten Borden ein Bach in den See, ein stilles und durchsichtiges Wässerchen, dessen unterhöhlte User aber verrieten, wie heftig es im Frühjahr toben konnte. Lon der Anhöhe blickte ein Landhaus herab. Dort unter den Bäumen stampste ein kleiner ungeduldiger Junge mit Degen und Federhütchen auf dem schattigen Kasen herum, während die würdige Gestalt des Präceptors beschwichtigend daueben stand.

"Hoheho, hieher, Lehmann! Ich will in die Stadt!" schrie der Kleine, während sein Mentor ein Tuch aus der Tasche zog, um das Boot heranzuwinken.

"Überflüssige Bemühung! Der alte Lehmann hatte schon mit dem Ruse: "Aha, der Junker Wertmüller vom Wampispach!" sein Schiff der Nußbaumgruppe zugelenkt und die Planke zum Einsteigen bereit gemacht."<sup>8</sup>)

Es ist der kleine Junker Wertmüller mit seinem Hauslehrer, dem V. D. M. Denzler, den der Schiffsmann aufnimmt, derselbe Wert= müller, der dann als Adjutant des edlen Her= zogs Rohan in seiner derben Offenheit eine so prächtige Figur macht, derfelbe Wertmüller, der als alter General in Mehers Novelle "Der Schuf von der Kanzel" auf der Au driiben sein Unwesen treibt und es auf dem Gewissen hat, daß sein alter Better, der waffenkundige Pfar= rer von Mythikon auf der Kanzel mitten in seinem Sermon jenen fatalen Pistolenschuß tut, der aber auch jenes schöne Werk auf dem Ge= wissen hat, daß der linkisch=scheue, aber kern= gute Kandidat Pfannenstiel die schöne "Figur" Rahel kriegt und die Pfrund von Mythikon dazu.

Die Stadtfahrten auf dem See waren dem Dichter sehr lieb; er und seine Schwester waren bei den regelmäßigen Gästen auf dem Schiffe wohlgesitten. Betsp erzählt davon: "Auf diessen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen auß; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf "Stopp!" Der Dampser hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog auß Verdeck, man grüßte sich und schwand sich auß den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

"Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am User wohnte,

<sup>7)</sup> C. F. Meher, Sürg Senatsch. 109. Aufl., S. 83 ff.

<sup>8)</sup> Chenda S. 87.

benutte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampsbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten."

Sinsamer war mitunter die Heimfahrt auf dem Spätboot, dem unrühmlichen "Lumpenssammler", wie ihn die greise Witwe des ehesmaligen Kahnführers von Meilen noch heute nennt, die freilich dav on nichts wissen will, daß Conrad Ferdinand Meyer je einmal erst mit dem letzten Schiff heimgekehrt wäre. Der Dichter schildert aber doch eine solche Fahrt: "Im Spätboot":

"Aus der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl. Endlich wird die heiße Stirne kühl! O wie füß erkaltet mir das Herz! O wie weich verstummen Lust und Schmerz! über mir des Nohres schwarzer Rauch Wiegt und diegt sich in des Windes Hauch. Höben hier und drüben wieder dort Hält das Boot an manchem kleinen Port: Bei der Schiffslaterne kargem Schein Steigt ein Schatten aus und niemand ein. Nur der Steurer noch, der wacht und steht! Nur der Wind, der mir im Haare weht! Schmerz und Lust erleiden sansten Tod. Einen Schlummrer trägt das dunkle Boot.

("Gedichte.")

Im "Seehof" erlebte C. F. Meyer auch sein spätes Liebesglück (nachdem er ein heißgeliebtes Wesen durch einen frühen Tod verloren hatte). Es war Betsn selber, die in ihrer selbstlosen Liebe (an einem Sommertag auf den Höhen von Chiamut) den Bruder mahnte, ein eigen Heim zu gründen: "Es kann und darf nicht mehr so bleiben. Du mußt aus dem Traume heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein. Sonst erwachst du plötzlich, wenn es zu spät ist, und siehst auf die verlornen Jahre zu= rück. Du solltest ein eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Berantwortung." Da= zu war der Dichter schon entschlossen; ja er hatte innerlich seine Wahl schon getroffen. Und diesmal stieg er nicht wie sonst aus den Bergen heim, um seine Kraft in den Dienst der großen

Kunst zu stellen, sondern mit dem Entschlusse, "auf dem eigenen, dem ethischen Lebensgebiete sein Dasein zur Bollendung zu bringen."10)

Luise Ziegler war eine Tochter von Oberst Eduard Ziegler im Pelikan, der durch seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart am Tage des Zürichputsches Stadt und Land und am Tage von Gislikon die Sache des neuen Bundes vor Verwirrung und Unheil gerettet hatte. Am 29. Mai 1875 trafen sich Conrad Ferdinand Meher und Luise Ziegler an der Leiche Ma= thilde Eschers, ihrer gemeinsamen mütterlichen Freundin. Dieses Zusammentreffen berührte sie wie ein Wink des Schicksals. Nachdem der Dichter die Gewißheit erlangt, daß eine Wer= bung nicht abgewiesen würde, luden die Ge= schwister Luise Ziegler und die Schwester eines Freundes in den "Seehof". Unter den Kasta= nien trank man schnell den Kaffee, und ließ sich dann zur Au hinüberrudern. Dort trennte man sich. Betsy stieg mit der Freundin zum Gasthaus hinauf, den Kaffee unter schattenden Bäumen aufstellen zu lassen. Auf den lauschi= gen Pfaden der Halbinsel fanden sich die Berzen der beiden andern; als Brautleute traten sie der Schwester und Freundin aus einer der herrlichen Baumalleen entgegen. Am Abend des 13. Juli fuhren zwei Überglückliche nach Zürich hinab ins Elternhaus der Braut. Seinem Freunde Wille meldete der Dichter am 15. Juli, daß seine Liebe zu Fräulein Ziegler eine tiefgewurzelte, geteilte und glückselige sei. Der Braut schrieb er in jenen schönen Sommer= tagen: "Laß dich die Nähe der "Schwaben= jahre" nicht kümmern, das mahnt zum Deko= rum nach außen, aber "unter uns" dürfen wir so jung sein, als wir wollen, oder richtiger: als wir es dem Herzen nach sind. Ich muß dir ein Bekenntnis ablegen! Vor meiner Bewerbung räsonierte ich denn doch manchmal so: mit der sanften Luise im Pelikan, die kein Wässerchen trübt, geht es dann ganz ohne Aufregung, so Aber, Schatz, recht gelassen und auständig. schon als wir am 13. Juli miteinander auf dem Boot saken, merkte ich, daß die Sache schief gehe. Nie aber hätte ich geglaubt, daß ein Mensch von einem Menschenkind so gepackt, eingenommen und vollständig erobert werden könne. Ja, ja, die kleinen Frauen! Nähe und Ferne bindet und fesselt mich an die Luise!" Und in einem ungedruckten Vers vom 22. August fragt er die Braut:

<sup>9)</sup> Betsh Meher, C. F. Meher, S. 3. ff.

<sup>10)</sup> Betsh Meher, S. 193 ff.

"Kennst du, Kind, im Sterngefunkel Noch das Gichendunkel? Noch das Gichendunkel? Noch das Giland unbelauscht, Dran die Welle rauscht? — — — Dort im Abendlicht vor wenig Wochen Ward ein Bann gebrochen, Daß der Quell des Lebens überquoll, O wie voll, wie voll! —"11)

Am 5. Oktober 1875 fand die Trauung statt, auf Wunsch der Braut im Kirchlein zu Kilchberg. Ein strahlendschöner Tag stieg aus dem herbstlichen Grau des Morgens — See und Kirne leuchteten in brennender Abendglut. — Die Hochzeitsreise führte die Neuvermählten nach Corsika, wo sie den ganzen Winter ver= brachten. Im ersten Frühling bezogen sie das neue Heim im "Wangensbach" zu Küsnacht, das ihnen die Schwester inzwischen bereitet hatte. Es ist jener Wampisbach, von dem der junge Junker Wertmüller zum See nieder= steigt. Ob dem Dorfe gelegen, gewährt es weiten Blick auf den See und in die Berge. Jett wurde dem Dichter das Spiel der zwei sich flie= henden und wieder findenden Segel, das er so oft auf dem See geschaut, zum freundlichen Sinnbild seiner eigenen Liebe:

Zwei Segel erhellend / Die tiefblaue Bucht! Zwei Segel sich schwellend / Zu ruhiger Flucht! Wie eins in den Winden / Sich wöllt und bewegt, Wird auch das Empfinden / Des andern erregt. Begehrt eins zu hasten, / Das andre geht schnell, Verlangt eins zu rasten, / Ruht auch sein Gesell. ("Gedichte.")

Indessen ging der Wunsch des Dichters nach einem eigenen Heim. Im Frühling 1877 er= warb er die Ott'sche Liegenschaft in Kilchberg, die er zum behaglichen Landhaus mit hohen weiten Räumen ausbaute. Aus den Briefen an die Freunde spricht die Freude und auch ein bischen der Stolz des Dichters über das schöne Heim, das er später durch Zukauf von Land und Scheune vor Störung durch eine Metg und Regelbahn schützen konnte. Das Beste waren ihm auch hier wiederum Luft und Im kleinen Giebelzimmer hatte er Aussicht. die ganze Seebreite vor sich: "Ein Dutend Kirchtürme, die ganze Flucht der Alpen, die schönste Aussicht am See." — "Ich trage meine eigene Erde an den Stiefeln", jubelte er in einem Briefe und nie vergift er Herbstwetter und Wümmet zu melden. Die Trauben von rechtem Sonnenufer scheinen ihm freilich noch

besser gemundet zu haben. Die Schwester bereitete ihm oft die Freude und ließ ihm auf den 11. Oktober durch die Kahnführerin, seine frühere Nachbarin vom "Seehof", von den Trauben ihrer Hauslaube schicken, die Betspselber nach altem Abkommen sich bringen ließ, "so lange ich noch lebe und wir Trauben essen können", wie sie noch im Herbst 1897 schrieb. — Mehers Nachbarn in Kilchberg waren der Graf von Plater und seine Caroline Bauer, die ehemalige morganatische Gemahlin des Königs von Belgien: "Er fast ein König, sie fast eine Königin, — und ich fast ein Koet — es wird schon gehen!"

Und es ging prächtig. Die erste Dichtung, die Meher im neuen Heim vollendete, "Der Schuß von der Kanzel" atmet voll die sonnige Stimmung, die den Dichter damals beseelt hat. über den Erfolg dieser Novelle, die er für das "Zürcher Taschenbuch" seinem Freund Rahn versprochen hatte, war er zwar sehr überrascht. An seinen Verleger Haessel schreibt er: "Ganze Bevölkerungen lesen denselben (den "Schuß"), natürlich ohne ihn zu verstehen." Ja, Meyer empfand es demütigend, daß diese "Bluette" (Geistesfunke) auch in Deutschland mehr gefiel als seine "zarteste Lyrik". "Es macht Welt" sagte er resigniert. "Ohne die Nötigung des gegebenen Wortes wäre die Posse ungeschrieben geblieben. Mir (individuell) hinterläßt das Romische immer einen bitteren Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseligt" (an Wille). Ganz fern lag ihm, was ein Freund ihm vorwarf, Spott gegen die Pfarrer. Meyer verließ übrigens dieses Genre sogleich, schon um nicht den Anschein einer Nachahmung von Kellers "Züricher Novellen" zu erwecken, die eben damals zu erscheinen begannen. Der Volkstümlichkeit, die ihm der "Schuß" gebracht, ging der Dichter still aus dem Wege. Als er einmal im Sommer 1878 zur Au hinüberfuhr — bei Anlaß eines Besuches im Seehof — unt sich das Wertmüllersche Saus näher anzusehen, das er seit einem Schulausflug in seinem 13. Jahr nicht mehr betreten hatte, fragte ihn die Eigentümerin, eine Frau Major Hartmann: Der Herr hat gewiß den "Schuß" gelesen: "Ich bejahte, bewahrte aber mein Inkognito ...

So gewiß dem Dichter der "Schuß" nur ein Spiel des Augenblicks war, uns ist er doch lieb, weil die Novelle wiederum ein Stück Zürichsee lieblich und annutig verklärt. Gleich die ersten zwei Seiten stellen uns mitten in den Zauber

<sup>11)</sup> Aug. Langmeffer, C. F. Meher. 2. Aufl., 1905, S. 851 u. 881.

eines Herbsttages am Zürichsee: "Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisiert, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und fräftigen Farben= glanze einer füdlichen Meerbucht übergoffen, als gelüste sie, eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien über die Alpen zu versetzen." Rechtes und linkes Ufer spielen fein ineinander, die Kirchtürme von hüben und drüben grüßen sich. Unsere Phantasie belebt die verschwiegenen Wald= und Wiesenpfade der Au unwillfürlich mit den Gestalten der Novelle, mit der Gestalt des alten schnurrigen Generals Wertmüller und seines unheimlichen Dieners, den die Meilener Burschen am Sonntag im "Löwen" unter den Tisch gezecht haben, noch lieber aber mit der Ge= stalt der schönen herben, tapferen Rahel. Eine Menge kleiner und feiner Züge muten uns hei= matlich an. Zum Bild Wertmüllers soll übrigens der Besitzer des "Seehofs" zu Meyers Zeit, ein origineller Herr Gattiker=Dolber, an dem der Dichter seine Freude hatte, Modell ge= standen haben.12) Im Kirchturm von Mythikon grüßt uns der "Horgner Turm", der auch im "Rappen des Komtur" Sturm läutet und schon am alten Kirchlein als schlanke Nadel zum Himmel stach. Im Pfarrhaus aber zeichnet Meher sein eigenes Kilchberger Heim: dort plat= schert der altersgraue Brunnen, dort wiegen sich zwei mächtige Pappeln im Winde.

Nach dem "Schuß" wandte sich C. F. Meher wieder der großen Kunst zu. Schon in seinen ersten Küsnachter Jahren war ihm die sympa= thische Gestalt des Rüsnachter Komturs Conrad Schmid, des milden versöhnlichen Freundes Zwinglis, nahe getreten. Ihn wollte der Dichter zum Mittelpunkt eines großen, breitange= legten Romans machen, darin er in "lebendigen Gestalten das Wesen des 16. Jahrhunderts, den Rampf und Gegensatz des humanistisch=ästheti= schen und des reformatorisch=ethischen Prin= zips" packen wollte. Das "Werden des moder= nen Menschen, das Menschliche, zu allen Zeiten Gültige" hoffte er herauszukriegen unter Um= gehung der theologischen Streitigkeiten. Leider blieb der schöne Plan ein Traum. Nur in der bekannten Ballade gewann der Komtur Ge= stalt. Dafür reifte gegen 1880 "Der Heilige", der den Dichter schon in Meilen beschäftigt hatte, den gewaltigen Kampf zwischen Heinrich II. von England und seinem Kanzler Thomas Becket in dramatisch mächtig bewegten Bildern darstellend, ein Kunstwerk von großer Schönheit und Geschlossenheit.

Meher hatte jett überhaupt die seinem We= sen und seiner Kraft angemessene Form der historischen Novelle gefunden. So reifte in rascher Folge Novelle um Novelle: "Plautus im Nonnenkloster", "Gustav Adolfs Page", "Das Leiden eines Knaben", "Die Hochzeit des Mönchs", "Die Richterin". Alle diese späteren Dichtungen haben keine unmittelbaren Bezieh= ungen zu unserem See. Sie spielen in Rätien, im Thurgau, in England, Frankreich, Deutsch= land und Italien. Unser See aber leuchtet und glänzt auf aus dem reichen lebenstiefen Band der "Gedichte", die Mener 1882 gesammelt hat. Außer den bisher erwähnten wären noch zu nennen das sinnbildtiefe "Eingelegte Ruber", das ergreifende "Der schöne Tag", das friedsame "Abendwolke", das feierliche "Neujahrsglocken", ursprünglich ein Gruß an Eliza Wille, dann aus 24 Zeilen auf 6 zusammenge= drängt — ein prächtiges Beispiel dafür, wie der Dichter um die letzte vollendete Form ge= rungen hat.

Meyers Freundschaft mit Willes blieb übrigens lebendig, bis die Abendschatten sich über das Leben des Dichters senkten. Dem Freunde auf "Mariafeld" las der Dichter seine Arbeiten vor, ehe sie vor die Welt traten, und am Le= ben der Familie seines Freundes nahm er warmen Anteil. Mit Interesse las er die geist= vollen Artifel des späteren Generals: "Einen solchen Sohn erzeugt zu haben, ist mehr als die schönste Novelle", schreibt er dem Vater am 16. Juli 1887. Noch oft fuhr Meyer über den See nach Mariafeld hinüber oder in den "Seehof", wo noch bis 1880 die Schwester wohnte. Ihr diktierte er unter den Kastanien noch 1878 ein neues Kapitel für den "Jenatsch" in die Feder. Was des Knaben einz'ge Lust gewesen, eine "Seegefrörne", ward dem alternden Dichter zum Gegenstand der Klage: "Bei uns", schreibt er am 23. Februar 1891, "wird die Seegefrörne nachgerade langweilig. Seit wohl sechs Wochen heller Himmel und seit vier Wochen statt der lebendigen Flut ein Gletscher. Jetzt ist — nach ein paar Jubeltagen — der gefrorne See jeder= mann verleidet."

Als sich die Meilener im Frühjahr 1881

<sup>12)</sup> Freundl. Mitteilung bon Hrn. Sek.-Lehrer J. Stelzer, Meilen.

zum Empfang des Seefängerverbandes rüfteten, beschloß der Männerchor Meilen, sich von zwei Meistern der Kunft einen würdigen Sängergruß schaffen zu lassen. Pfarrer Wißmann, von dem wohl die ganze Idee ausgegangen, übernahm es, den Dichter des Hutten, der soeben zur Denkmalweihe des Sängervaters heim eine herrliche Dichtung geschrieben hatte, um den Text eines solchen Sängergrußes zu bitten, den dann Carl Attenhofer, der Dirigent des Seeverbandes, vertonen follte. Am 16. Februar schreibt Meyer an Rahn: "Vorgestern erhielt ich aleichzeitig zwei Einladungen, 1. einen Sänger= gruß für die Meilener zu dichten, 2. ein Auto= graph für das Kaiseralbum zu verfassen." Am selben Tage an Pfarrer Wißmann: "Lieber Herr Pfarrer, ich habe mir die Sache ein bißchen überlegt und finde mich noch nicht darin zurecht. Könnten Sie mir nicht zur Orientie= rung einen früheren Sängergruß mitteilen oder ein paar Motive bezeichnen. Auf diesem Boden habe ich eben gar keine Prazis und könnte mich leicht im Ton vergreifen." Ob und wie Pfarrer Wigmann diesen Wunsch erfüllt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 1. März schickt Meyer seinen Entwurf, mit der Bemerkung: "Das Lied sollte feurig, bacchan= tisch komponiert werden, ein Genre, welches in den Liederbüchern noch vollkommen fehlt." Pfarrer Wißmanns Kritik, die sich der Dichter erbeten, beschränkte sich auf eine kleine Korrektur über die Mehrzahlbildung Böte: "Also Boote, lieber Herr Pfarrer, es geht zwar gegen mein grammatisches Gewissen, aber Sie haben mich lachen machen und wer lacht, kann sich, wie Sie wissen, nicht länger verteidigen." Am 19. März ward der "Sängergruß" in der Probe vorgelesen und fand allgemeinen Beifall. Wirklich hat ihn Attenhofer komponiert. Am 24. Mai nahm er selber in Meilen die Probe ab und am 13. Juni erscholl in der dortigen Kirche Conrad Kerdinand Meyers Sängergruß, dessen Handschrift Pfarrer Wißmann forgfältig aufbewahrt hat.13) Merkwürdigerweise ist das frohbewegte Lied allen Meyer-Forschern unbekannt geblieben. Es heißt:

Sängergruß. (Entwurf.) (Nachbruck unterfagt.) Willkomm, ersehnte Brüder im Gesang, Willkomm, seeüber oder seeentlang, Auf blauer Flut bewegt ein frischer Hauch, Der Flagge Faltenwurf, der Böte Rauch, Die Fahne wird dem Strande zugeführt, Wo sich im Wind dieselbe Falte rührt — Und etwas Schön'res hab' ich nie gesehn Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Zwei Menschenalter sind's — so lang, so lang, Daß hier zuerst das Lied zusammenklang. Noch blüht der Wein und duftet weit und breit, Noch überschäumt die Kelter allezeit, Noch geht der Becher um, noch wird geliebt An beiden Ufern, was es Schönes gibt — Und etwas Schön'res hab' ich nie geseh'n Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Ihr Wand'rer, die ihr alle Lande kennt, Sagt, wo die Lebensfackel heller brennt? Die reichten uns die Väter lodernd dar, Die bieten lodernd wir der jungen Schar, Man hält am See das Leben wert und fest, Wenn man es nicht für Schön'res fahren läßt — lind etwas Schön'res hab' ich nie geseh'n Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Es ist wohl kaum nötig, auf die Schönheisten des Liedes besonders hinzuweisen. In der ersten Strophe das bewegte Leben der Flut und der Festbanner, in der zweiten das kräftig pulssierende Leben an den Usern unseres Sees, in der dritten der Blick in die Zukunft und der Einsatz des Lebens für die größeren Güter, — wir sehen im Geiste unsere Borfahren mit dem Komtur Schmid über den See und den Albis nach Kappel hinübereilen, wir sehen die Stäfener für die alte Freiheit kämpfen und leiden. Wahrlich, wir dürsen uns dieses Liedes freuen!

Obwohl Meher gelegentlich klagte, wie uns dankbar für das Vaterland zu dichten sei, stellte er doch seine Kunst wiederholt in den Dienst der Heimat. Aber alle diese Gelegenheitsgedichte hat Meher streng von seiner Gedichtsammlung ausgeschieden, auch die schöne Zwinglikantate und die schlichttiesen Strophen zur Weihe des neuen Schulhauses in Kilchberg anno 1891:

> "In der menschlichen Gemeine Gibt es Große nicht, noch Kleine; Einzig gültig ist das Eine: Die getreu erfüllte Pflicht! Stille Kränze können schweben über einem schlichten Leben .... Nichtig ist des Menschen Streben, Triumphiert das Gute nicht!"

Der Dichter gehörte nun längst der ganzen Heimat, ja dem weiten deutschen Sprachgebiet. Sein Ruhm war längst über die Grenzen der Heimat hinaus — oder vielmehr über die Grens

<sup>13)</sup> Aus Pfr. Wißmanns Nachlaß find uns Lied und Briefchen freundlich zur Berfügung gestellt worden, die wir mit Erlaubnis von Frau Camilla Meher in Kilchberg hier veröffentlichen.

zen zu uns gedrungen. Seine Novellen wurs den in alle Kultursprachen Europas übersetzt. Sein Drang in die Ferne und Weite aber war gestillt, seit er sein eigen Heim und Frau und Kind hatte — 1878 ward ihm seine einzige Tochter Camilla geboren:

"Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd, In einer häuslich trauten Flamme Schein Dünkt keine Ferne mir begehrenswert; So ist es gut! So sollt' es ewig sein..."

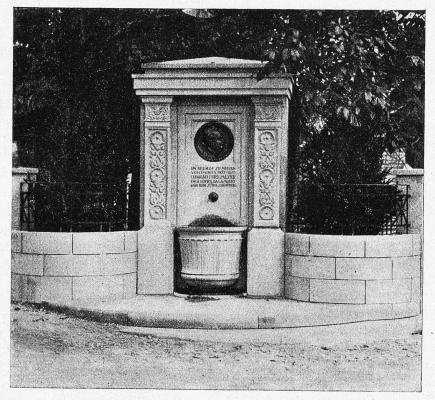
(Ein Vilgrim.) Wohl zog es ihn auch später noch in die Berge. Noch im Alter jubelt er ihnen entgegen:

"D Atem der Berge, beglückender Hauch!" Aber er fühlte, daß sein Abend nahte. Mit Weib und Kind oder allein wanderte er gern des Abends auf der Höhe von Kilchberg und lauschte dem Klang der Glocken rund um den See:

> "Noch ein Clöcklein hat geschwiegen Auf der Söhe bis zuletzt, Nun beginnt es sich zu wiegen, Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!" (Requiem.)

über dem zweitletten großen reifen Werke, der Renaissance=Novelle "Die Versuchung des Pescara" liegt die Wehmut eines frühen Ster= bens. Ahnte der Dichter die Reige seines eige= nen Lebenstages? Noch vollendete er "Angela Borgia", dann brach er 1892 unter der Arbeit des rastlosen Formens und Gestaltens zusam= men. Er hatte seine Kraft in dem heißen Schaf= fen der letten zwanzig Jahre verzehrt. Zu Königsfelden fand er Heilung. Genesen kehrte er im Herbst 1893 in sein Heim zurück. Die alte Kraft schien noch einmal aufzuleben. Da nahm ein Schlaganfall den Dichter hinweg, am 28. Wintermonat 1898. Am 1. Christmonat ward er auf dem Kirchhof zu Kilchberg begraben. Dort ruht er im Angesicht des Sees und der Berge, deren Licht und Glanz in seinen Dich= tungen leuchtet:

> "In meinem Wesen und Gedicht Müberall ist Firnelicht, Das große, stille Leuchten!"



Phot Behrli-Verlag, Kilchberg (3ch.). Der C. F. Meher=Brunnen zu Meilen, gegenüber dem "Seehof".

Der architektonische Aufbau des Brunnens, sowie die ausdrucksvolle Bronze-Plakette ist ein Werk von Vildhauer Rudolf Pfaff=Amsler in Meilen. Grrichtet wurde der Brunnen zum Andenken C. F. Mehers am 11. Oktober 1925 von der Mittwoch-Gesellschaft

Meilen mit Unterstützung der Gemeinde und einiger Freunde des Dichters. Die Inschrift unter dem Bildnis des Dichters lautet: Im Seehof zu Meilen vollendete 1872—1875 Conrad Ferd. Meher: Engelberg, das Amulet und den Jürg Jenatsch.